

## Geschichte

Zeitzeuge aus Fachwerk:  
das Schächthaus der  
Freudentaler Juden.TEXTE VON STEFFEN PROSS  
MIT FOTOS VON OLIVER BÜRKLE UND  
STEFFEN PROSS

Im einst jüdischen Herzen Freudentals: Links das ehemalige Rabbinat, hinten das Judenschlössle, wo 1723 die ersten Juden im Dorf angesiedelt wurden, rechts das frühere Schächthaus, das ab 11. Dezember abgerissen werden soll.

Auch die Spuren  
der „Arisierung“  
sind noch sichtbar

Das Schächthaus der Freudentaler Juden steht 75 Jahre nach den Deportationen vor dem Abriss. Die sichtbaren Zeugnisse seiner ehemaligen Nutzung sollen aber konserviert werden

Die Zeitzeugen werden rar. Nicht nur diejenigen, die noch aus eigenem Erleben vom jüdischen Freudental erzählen können, sterben aus. Auch das Ortsbild wandelt sich: Mitte Dezember wird das ehemalige jüdische Herz des Dorfes – bestehend aus Synagoge, Rabbinat und Judenschlössle – um ein Nebengebäude ärmer: das ehemalige Schächthaus der Freudentaler. Eine alte Scheuer in der Jägerstraße, die dem, der ihre Sprache versteht, noch viel zu erzählen vermag. Auf den ersten Blick ist sie dank ihres Fachwerks schmuck, doch unspektakulär. Das Dach der Scheune, in der wohl vor allem Kleinvieh und Geflügel gemäß den rituellen Vorschriften geschlachtet wurde, ist indes einsturzgefährdet, ihre Erhaltung gilt als wirtschaftlich unzumutbar. Anfang Oktober wurde sie zum Abbruch freigegeben – und zugleich als Baudenkmal eingestuft. Deshalb werden ihre denkmalwürdigen Bestandteile derzeit dokumentiert, geborgen und konserviert. Mit dem Ziel, sie später museal auszustellen.

**Fleischerhaken, Blutrinne und Hakenkreuz sind noch da**

Als Schächthaus genutzt wurde die Scheuer wohl mindestens seit 1910, als die letzte koschere Metzgerei im Dorf schloss. Und geschlachtet wurde hier in der Jägerstraße sicher bis zum Erlass des Schächtverbots durch die Nationalsozialisten. Es war mit der Androhung von KZ-Haft verbunden und wurde drei Wochen nach dem reichsweiten Boykott jüdischer Geschäfte und nur einen Tag nach Adolf Hitlers 44. Geburtstag am 21. April 1933 verfügt. Die unter dem Vorwand des Tierschutzes propagierte, aber eindeutig antisemitisch gemeinte Vorschrift habe auch die Freudentaler Juden „empfindlich“ getroffen, jubelte 1944 der NS-treue Ortschronist Karl Gaiser. Denn diese hätte „auf rituelle Lebensweise großen Wert“ gelegt. Tatsächlich erzählte zum Beispiel Margot Rubin, in Freudental als Margot Stein aufgewachsen und im Sommer 1939 mit einem Kindertransport in die USA geflüchtet, noch Jahrzehnte später, dass es in ihrem Elternhaus fortan kaum mehr Fleisch zu essen gegeben habe. Denn koscheres Import-Fleisch sei oft verdorben im Stromberg eingetroffen.

Was die Scheuer in der Jägerstraße besonders macht und ihr Denkmalrang verleiht: Über Jahrzehnte wurde sie als reiner Abstellraum verwendet und kaum verändert. So lassen sich die Spuren ihrer Nutzung als Schächthaus in ihrem Inneren heute noch ablesen –

ebenso wie jene ihrer „Arisierung“. Noch immer hängen die alten Fleischerhaken an der Wand, die Ablaufrinne fürs Blut der geschlachteten Tiere ist ausbetoniert – und deshalb leicht zu erkennen. Auf den ersten Blick kaum sichtbar sind dagegen Abrechnungen über geliefert Schlachtvieh, die mit Bleistift an die Wand geschrieben wurden. Ein Lieferant ist namentlich genannt: der als „Judenfreund“ Ortsbekannte Wagner und Posthalter Wilhelm Kummer. Das mag die Spekulationen nähren haben, dass in der Jägerstraße auch nach dem Frühjahr 1933 – nun illegal – noch Kleinvieh und Geflügel geschlachtet worden sein könnte. Wahrscheinlich ist das indessen nicht, wiewohl selbst die jüdischen Viehhändler im Ort wegen des Niedergangs und schließlich Verbot ihres Geschäfts bei

der Fleischbeschaffung wohl auf verschwiegene Freunde wie Kummer angewiesen gewesen wären. Gaiser jedenfalls moniert nur, dass es nach der Schließung der letzten koschere Metzgerei noch bis 1933 „in der Schlächtereier des Ortes“ rituelle Schlachtungen gegeben habe. Gemeint ist offenbar aber nicht das Schächthaus, sondern die Metzgerei im heutigen Gasthof Lamm: Sie verkaufte neben dem üblichen noch lange auch koscheres Fleisch.

Bemerkenswert ist indessen, dass die „Gemeindezeitung für die Israelitischen Gemeinden Württembergs“ am 16. April 1934, also ein Jahr nach dem Verbot, nochmals indirekt auf das Schächten in Freudental eingeht: In einer Würdigung der 25-jährigen Tätigkeit des „Synagogenverwalters“ Sigmund Lasar erwähnt sie auch, dass diesem seit 1926 die Schechita – also das Schächteramt – oblag.

Auch von der „Arisierung“ des Gebäudes erzählt ein Graffiti im Schächthaus. Sie dürfte gemeinsam mit jener des jüdischen Schulhauses erfolgt sein, zu dem die Scheune damals gehörte. Dort zogen nach dem Pogrom vom November 1938 ein NSV-Kindergarten und die Hitler-Jugend ein. Und tatsächlich scheinen der über die Abrechnungen mit Kummer gekritzelt Hitler-Gruß samt Hakenkreuz von Schülerhand zu stammen.

Die Tage des Schächthauses sind 75 Jahre nach der Deportation der letzten Freudentaler Juden gezählt. Spuren seiner Nutzung bleiben erhalten. Als Ort ihrer Aufbewahrung schlägt die Denkmalbehörde die ehemalige Freudentaler Synagoge vor. Sie liegt um die Ecke.



Blutrinne und Fleischerhaken haben sich im alten Schächthaus erhalten.



Hakenkreuz und Hitler-Gruß über Abrechnungen. Auch die Spuren seiner „Arisierung“ sind im Schächthaus noch sichtbar.

## ► Der letzte Schächter von Freudental

Tagelöhner, Synagogendiener, Schächter: Sigmund Lasar, 1876 als zweiter Sohn eines offenbar aus Osteuropa zugewanderten Juden und einer Freudentaler Jüdin geboren, war ein Frommer ohne festes Einkommen, aber mit komödiantischem Talent. Als letzter Freudentaler Jude soll er sich – vorschriftsgemäß – mit einem Holzmesser ohne Metallklinge rasiert haben, zum Schabbatanfang am Freitagabend klopfte er bei den jüdischen Familien an die Tür und rief zum Gottesdienst. Doch soll er sonntags im Gasthaus gut gelaunt auch jüdische Sitten parodierte haben.

Ein armer Schlucker ist der Jungeselle, dessen acht Geschwister nach Nordamerika ausgewandert waren, trotzdem stets geblieben. Er war Kostgänger bei mehreren jüdischen Familien, wohnte beim jüdischen Bauern Moritz Herrmann, einem Verwandten, gemeinsam mit anderen Arbeitskräften und Angehörigen im „Männerzimmer“, half in der Landwirtschaft des Hofbesitzers. Auch seinen Posten als Synagogendiener, den er von 1909 bis zum Novemberpogrom 1938 versah, könnte man ihm teilweise unter dem Aspekt sozialer Fürsorge übertragen haben.

Freilich gebot Lasar über mehr als eine religiöse Grundausbildung: Er trat den jüdischen Lehrer im Religionsunterricht und als Vorbeter in der Synagoge, und seit 1926 hatte er auch die Schechita inne, die religiöse Lizenz fürs koschere, den rituellen Vorschriften entsprechende Schlachten. Im Mai 1939 – seine Auswanderungspläne waren gescheitert – zog er ins jüdische Altersheim nach Sontheim, das die Nazis jedoch im November 1940 schlossen. Sigmund Lasar kehrte noch einmal nach Freudental zurück. Im Februar 1942 wurde er ins Zwangsaltersheim Eschenau ein-



Sigmund Lasar. Archivfoto: PKC

gewiesen und von dort am 22. August 1942 zunächst nach Theresienstadt deportiert. Nur wenig später, am 26. September 1942, wurde er im Vernichtungslager Treblinka ermordet.